

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Herausgeber: [s.n.]
Band: 30 (2023)
Heft: 3: Das Material der Public History = Le matériel dans l'histoire publique

Artikel: Dame spielen statt Schach : weitere Gedanken zu einem merkwürdigen Jubiläum
Autor: Stehli, Bettina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1050071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dame spielen statt Schach

Weitere Gedanken zu einem merkwürdigen Jubiläum¹

Bettina Stehli

Als ich im Mai 2021 mit einer alten Freundin, damals 87, die Ausstellung «Frauen.Rechte. Von der Aufklärung bis in die Gegenwart» im Landesmuseum Zürich besuchte, sagte sie: «Weisst du, ich kenne ja all diese Geschichten. Aber dass sie einmal im Nationalmuseum ausgestellt werden als *Geschichte der Schweiz*, das hätte ich nie gedacht.»

Diese Freundin heisst Rosmarie Schmid. Ich begegnete ihr zum ersten Mal im fraum* in Zürich im Rahmen der ersten Generationengespräche «Sie zum Beispiel».² Damals begann sie die Erzählung ihrer feministischen Biografie im Jahr 1939, Kriegsbeginn, in Solothurn: Ein dreijähriges Mädchen liegt neben der Mutter im Bett, stellt sich schlafend, die Mutter hört BBC. Das Mädchen versteht nichts von der fremden Sprache, weiss aber durch eine Bemerkung der Tante, dass etwas daran gefährlich, ja verboten ist. Die Mutter murmelt immer wieder: «Gibt es noch eine Gerechtigkeit?» Und das Mädchen hält die Augen fest geschlossen und denkt: «Nein, gibt es nicht.»

Davon erzählte mir Rosmarie noch einmal beim Gang durch die Ausstellung. Und dann sagte sie: «Aber gäll, das ist für dich als Historikerin ja nicht interessant, wenn ich dir das so erzähle.»

An diese Aussage musste ich denken, als ich in der *traverse* 1/2022 den Text von Regula Ludi las: «Fünzig Jahre Willkommenskultur in der Männerdemokratie (1971–2021). Gedanken zu einem merkwürdigen Jubiläum». Darin setzt die Historikerin dem Frauenstimmrechts-«Jubiläum» ein spöttisches «Vielen Dank auch» entgegen und rechnet ab mit der Schweizer Demokratie als einer Volksherrschaft der Männer. Die Demokratie der Schweiz ist, so die These Ludis, «im Kern [...] eine populäre männliche Ermächtigungsphantasie und eine politische Einrichtung zur Verteidigung von Privilegien».³ Das Frauenstimmrecht hat daran nichts geändert.

Statt Demokratie als fortschreitendes Perfektionierungsprojekt zu feiern, plädiert Ludi für eine ideologiekritische Lesart, die nicht die späte «formelle politische Gleichberechtigung der Schweizer Bürger:innen» als «erklärungsbedürftig» deutet, sondern dass Frauen überhaupt in die «Männersache» Demokratie aufgenommen wurden.⁴

In dieser Lesart ist 1971 kein Verdienst der Stimmrechtskämpferinnen, sondern eine Geste der Männer, «ein Gnadenakt des Souveräns».⁵ Die grundlegende Logik der Demokratie hat sich damit nicht geändert, zeigt Ludi. Die «Aus- und Abgrenzungsvorgänge» haben sich nur verschoben, in erster Linie in Richtung Migration.⁶ Die Geschichte der Demokratie in der Schweiz muss, schreibt Ludi, konsequent als eine Geschichte von «Maskulismus» und «Differenzmatrix» geschrieben werden, die «in jeder Faser unserer demokratischen Institutionen, in jeder Silbe unserer politischen Sprache» stecken.⁷ Diese drastische Diagnose verlangt nach einer drastischen Lösung: «Wir müssen die Demokratie überwinden, um einen Weg zur politischen Willensbildung zu finden, die alle mit einschliesst [...]» Mit dem Verweis auf Nancy Frasers Konzept der «paritätischen Partizipation» legt Regula Ludi eine mögliche Spur dafür.⁸

Der Text ist eine Provokation. Ursprünglich ein Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung «Ebenso neu als kühn – 50 Jahre Frauenstimmrecht in der Schweiz» an der Universität Zürich, hielt ihn Regula Ludi im März 2021, sozusagen als Auftakt des «Jubiläumsjahres», als Intervention und als deutliches Nein zu allem Floskelhaften und Verharmlosenden, das sich damals für 2021 ankündigte. In der publizierten Form ist der Text nun aber auch ein Rückblick auf die Anlässe und Aktivitäten von 2021. «Wir dürfen aufatmen, das Jubiläumsjahr ist vorbei», schreibt Ludi.⁹

Damit verknüpft sich die Radikalkritik an der Demokratie der Schweiz mit einer Radikalkritik am sogenannten Jubiläumsjahr und den damit verbundenen Veranstaltungen. 2021 bestand, so der Eindruck, vor allem aus Frauenrütli, Frauensession und Hommage 2021. Letztere drei sind in der Interpretation Ludis «Peinlichkeiten», wenn auch nicht «allergrößte», wie es ein «Marsch nach Bern»-Musical wäre, aber doch etwa mittelgrosse Peinlichkeiten.¹⁰ Ludi konstatiert auch, dass 2021 kaum kritische Stimmen zu hören waren. Das Jahr «ging in seltener Harmonie und Einigkeit über die Bühne», schreibt sie. «Es wurde nicht gestritten. Es gab kaum Kritik [...]»¹¹

Mit ihrer Intervention erteilt sie der demokratischen Wohlfühlerzählung eine Absage und zeigt Demokratie vielmehr als «Volksherrschaft», als zähes Gemisch von Klüngelei, Filz und alten Herrschaftsstrukturen. So sehr ich Ludis Kritik in gewisser Hinsicht teile, so sehr teile ich sie in anderer Hinsicht nicht. Denn ich hatte bei der Lektüre den Eindruck, die Kritik richte sich auch gegen meine Arbeit als Historikerin und Feministin – und gehe auf Kosten von Frauen wie meiner Freundin, die meinte: «Ja gäll, das interessiert dich halt nicht ...»

Regula Ludis Text gab mir zu denken. War das, was ich als Frauengeschichte erzähle, für *die* Geschichte und *die* Kritik wirklich nicht relevant? Ich bin ja genau eine dieser Frauen gewesen, die versucht haben, im Jahr 2021 den Geschichten von Frauen symbolischen Raum zu geben. Gemeinsam mit Lou-Salomé Heer

habe ich für die Stadt Zürich eine Ausstellung zu 50 Jahre Frauenstimmrecht kuratiert.¹² War das alles müssig oder sogar peinlich?

Es ist mir klar: In Ludis Text geht es nicht um eine Auseinandersetzung mit den Veranstaltungen im «Jubiläumsjahr», diese sind nur Aufhänger. Gerade diese fehlende Auseinandersetzung in einem Text, der grundlegende Demokratie- und Politikkritik vorbringt, gibt Anlass zur Debatte. Was passiert, wenn die Frauen und ihre Geschichten, aufgrund der Flughöhe der Kritik, gar nicht mehr vorkommen? Was und wer kommt dann in den Blick? Grundsätzlicher gefragt: Welche Geschichten erzählen wir und was tut das mit uns? Was gilt als peinlich und was als wichtig? Wer gilt als kritisch? Was als politisch?

Diesen Fragen werde ich auf den folgenden Seiten mit einem eigenen Rückblick auf 2021 nachgehen. Regula Ludis Text hat mich provoziert, vor allem auch inspiriert, an einigen Stellen einzusetzen und eine differente Deutung einzubringen: von 2021, von Frauengeschichte, von Feminismus.

Im Gegensatz zu Ludi will ich 1971 durchaus als «Bruch in der schweizerischen Demokratiegeschichte» interpretieren.¹³ Ich denke nämlich nicht, dass sich durch das Tun der Frauen nichts geändert hat. Vielmehr hatten die Gegner des Frauenstimmrechts völlig recht damit, einen «Zerfall der Ordnung» zu fürchten, sobald sich die Frauen in die Politik einmischen.¹⁴ Die alte Ordnung ist am Zerfallen, und dies auch wegen der feministischen Bewegung. Dabei ist es notwendig wahrzunehmen, welche neuen emanzipativen Ordnungen geschaffen werden. Dieses Wahr-Nehmen ist entscheidend und nicht lediglich eine Frage der Perspektive. Es geht um mehr. Es geht, mit der Philosophin Chiara Zamboni gesprochen, um die Frage, welchen Spieleinsatz wir wählen.¹⁵ Theorien sind unser Einsatz in dieser Welt. Und es macht einen Unterschied, ob wir Dame spielen oder Schach.

Das lästige Subjekt

«Was wollt ihr denn noch?» war der Titel unserer Ausstellung zu 50 Jahren Frauenstimmrecht in Zürich. Das war einerseits eine Anspielung auf die unzufriedenen Feministinnen, denen es nie genug ist mit ihren Forderungen nach Freiheit, Gerechtigkeit und schönem Leben für alle. Andererseits war es eine Behauptung: Diese Geschichte ist nicht vorbei.

Die Ausstellung begann mit den Worten der Historikerin Caroline Arni: «In der Geschichte des Frauenstimmrechts darf man sich nicht täuschen: Beim Ausschluss der Frauen von den politischen Rechten handelt es sich nicht um ein Zuspätkommen aus Vergesslichkeit, nicht um Nachlässigkeit oder Unachtsamkeit.»¹⁶ Daneben war die Historikerin Elisabeth Joris zu sehen, die diesen Aus-

schluss nochmals in aller Deutlichkeit benannte: «Entscheidend ist, dass die Mehrheit der stimmberechtigten Männer in der Schweiz das Stimmrecht der Frauen lange einfach nicht wollten.»¹⁷

Mit 13 Ereignissen aus der Zürcher Frauengeschichte führten wir weiter ins Thema ein und hatten unsere nicht so heimliche Freude daran, ohne grosses Aufheben einen breiten Politikbegriff zu vermitteln und die Frauen dieser Geschichte zu zeigen. Das erste Bild zeigte die Autorinnen des «Manifests der Ausländerinnen» (1975),¹⁸ das zweite eine Collage von Doris Stauffer («Ich kann dem Lavater eine rote Nase malen»), das fünfte die Frauenzunft, das sechste die erste Tagung «von und mit Frauen unterschiedlicher Herkunft» in der Paulus-Akademie, das achte das Buch über lesbisches Coming out in der Schweiz, das neunte die Frauen des Treffpunkts Schwarzer Frauen als Gewinnerinnen des ersten Gleichstellungspreises, das zehnte die Gründerinnen des Vereins Avanti Donne, das zwölfte die Klimaseniorinnen vor dem Bundesgericht.

«Das sind jetzt *die Frauen*», wollten wir damit sagen, und die Politik dieser Frauen findet überall statt: in der Kultur, in den Institutionen, im Sozialen, im Recht. Darunter zeigten wir 13 rechtliche Meilensteine, um zu betonen, dass mit 1971 längst nicht alles gelöst war. So sagten wir jeweils in der Führung: «Es wird dieses Jahr immer wieder darüber nachgedacht: Sind diese 50 Jahre ein Grund zu feiern? Oder eher ein Grund, wütend zu sein? Oder vielmehr ein Grund zu reflektieren? Es ist all das. Einerseits ist das Schneckentempo der Schweiz immer wieder empörend und erklärungsbedürftig. Aber die rechtlichen Meilensteine sind unbedingt zu feiern, denn diese wurden nicht zufällig erreicht, sondern durch unglaubliche Anstrengungen. Da haben Frauen Themen eingebracht, die vorher nicht auf dem politischen Tapet waren, zum Beispiel sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, zum Beispiel sexuelle Gewalt in der Ehe.»

Wir hatten nämlich während der Vorbereitungen festgestellt, dass dieses «Feiern» überhaupt nicht selbstverständlich war, auch wenn das immer wieder behauptet wurde. Aus unserer Warte schien durch den kritischen Gestus eher etwas Zentrales unter den Tisch zu fallen: wie mühsam die rechtlichen Verbesserungen tatsächlich hatten erkämpft werden müssen. Sie waren eben nicht zufällig passiert. Wir merkten auch, wie wenig selbst wir darüber wussten und wie riskant dieses Nichtwissen ist. «Amnesie der Vergangenheit ist auch oft Ausschluss in der Gegenwart», schrieb die Historikerin Zoé Kergomard in ihrem Rückblick auf die Veranstaltungen für 2021.¹⁹

Das stellten wir auch immer wieder fest, aber nicht auf die Weise, die wir erwartet hatten. Unsere Vision, unser Anspruch war es von Anfang an gewesen, aus dem Stadthaus einen Frauenraum zu machen: einen Raum, in dem unterschiedliche Frauen vermittelten, was Politik, was Wirtschaft, was Kultur *auch* sein könnten. Wir schrieben: «50 Jahre Frauenstimmrecht: Es geht ums Ganze. Frauen



Abb. 1: Elisabeth Joris erklärt die Lage von ihrer Küche aus. (Ginger Hobi-Ragaz/her-storycollectors, «Erst 50 Jahre Stimm- und Wahlrecht für Frauen! Wie konnte das passieren? Und was wurde seither erreicht? Ein Gespräch mit der Historikerin Elisabeth Joris.», Video 6:00 Min., 2021, Grafik: Nadja Baltensweiler, © Stadt Zürich Kultur, 2021, https://www.youtube.com/watch?v=V_5dO01ONyU&t=7s (20.5.2023))

bewegen sich in politischen Strukturen, die nicht für sie gemacht wurden. Aus dieser Position haben sie immer wieder Vorschläge gemacht, wie man es auch anders machen könnte. Diese Themen sind keine Frauenprobleme, es geht immer wieder um die Frage nach einer gerechteren Gesellschaft – für alle.»²⁰

Wir machten also Frauengeschichte, wie sie die Historikerin Simona Isler an den Gosteli-Gesprächen skizziert hat: nicht als Geschichte eines bestimmten Gegenstandes, sondern als «kritische Perspektive», als «Blick der Frauen auf alles, auf jeden Gegenstand, auf jede Frage».²¹

Auf dieser Perspektive zu bestehen, stiess auf Widerstände. Was irritierte daran? Auch wenn wir durchaus beauftragt worden waren, einen kritischen Blick auch auf die Gegenwart zu werfen, so schien es doch, als sollten wir eine progressive Geschichte der Gleichstellung erzählen, die – dank der Zusammenarbeit mit «den Männern» – immer weiter fortschreitet und sich als nächstes auf «weitere Minderheiten» ausweiten kann.

Bald hatten wir das Gefühl, wir könnten zwar schon über Frauen sprechen, aber vor allem dort, wo sie benachteiligt und diskriminiert waren, oder dort, wo sie «es» geschafft hatten. Wenn diese Frauen aber plötzlich selbst vielstimmig anfangen zu sprechen, wenn sie Expertinnen waren ihrer eigenen Leben, wenn sie also nicht gnädig in Demos verschwanden, sondern die politischen, ökonomischen und kulturellen Strukturen kritisierten und verändern wollten – da begann die Irritation.

«Das ist wirklich gelungen»

An einem strahlenden Frühsommertag stellten wir das Konzept für die Ausstellung einer grösseren Runde vor. Der Austausch war anregend kontrovers, es ging um etwas. Einer der Anwesenden, Stift in der Hand, Männerbürzi, meldete sich zu Wort. Seine Rückmeldung war so aufschlussreich, dass sie hier in leicht komischer Übertreibung wiedergegeben sei.

Männerbürzi: «Also ich möchte nochmals sagen, sozusagen vorausschicken, dass ich ja ein Mann bin ... Und es ist ja seltsam, als Mann etwas über dieses Konzept zu sagen ...»

Heer und Stehli [still]: ???

Männerbürzi: «Es ist ja auch schwierig, denn was hat dieses Thema mit mir zu tun? Ich habe das Konzept also gestern doch zur Hand genommen und angefangen, darin zu blättern ...»

Heer und Stehli [still]: ???

Männerbürzi: «Ich muss aber sagen, dass mich das Konzept sehr gefesselt hat ...»

Heer und Stehli [still]: ???

Männerbürzi lacht erstaunt, als hätte er eine unverhoffte Entdeckung gemacht. Und fährt fort: «Was ich wirklich das Beste finde ist, dass es nicht *ausschliesslich* um das Frauenstimmrecht geht. Damit geht es über Frauen hinaus. Das ist wirklich gelungen.»

Neben seinem Erstaunen, dass Frauen mit ihren Frauenkörpern tatsächlich auch denken können, liess vor allem die letzte Aussage tief blicken.

Für Männerbürzi war unser Konzept – dies wurde deutlich – vor allem deswegen überzeugend, weil es nicht *nur* um Frauen ging. Zum Abschluss des Ausstellungsrundgangs stellten wir nämlich einerseits die Frage, ob den Frauen Entschädigung zustehe für das lange vorenthaltene Grundrecht. Andererseits wiesen wir auf heutige Debatten hin, zum Beispiel auf die Behördeninitiative für ein kommunales Stimmrecht für Ausländerinnen und Ausländer im Kanton Zürich. Auf einer grossen Tafel war die sogenannte Dreivierteldemokratie eindrücklich illustriert.

Diese Wand nun hatte unser Konzept in den Augen von Männerbürzi davor bewahrt, «nur» von Frauen zu handeln, was ja wohl kaum jemanden interessieren könne, der nicht gerade zufällig selbst eine sei. Sein Urteil war in mehrerer Hinsicht aufschlussreich. Erstens ging er davon aus, dass die Geschichte von Frauen, ihre Politik und ihre Erfindungen Spezialthemen sind, die ausschliesslich andere Frauen interessieren können – also keinen Wert für die Allgemeinheit haben. Zweitens setzte er die Frauen als eine «Minderheit» neben eine andere Minderheit, nämlich die Schweizer und Schweizerinnen ohne Pass. Dass Letztere *auch* Frauen sind und diese zudem zahlreich in der Ausstellung vorkamen, sah er offenbar nicht. Drittens ging er davon aus, dass es «nicht genug»

sei, ausschliesslich von Frauen zu sprechen. Es sei politisch beschränkt, damit irgendwie peinlich.

Peinlichkeit und Genealogie

Von diesem Gefühl sprach Caroline Arni in ihrer Keynote an den ersten Gosteli-Gesprächen im August 2022. Es ging darin um das «Problem mit der Frauengeschichte» und um das fraglich gewordene «Narrativ einer von der Geschlechtergeschichte überholten Frauengeschichte».²² Was hat es mit dem Subjekt Frau auf sich, fragte sie, dass dieses immer problematisch (mein Begriff) oder sogar «unaushaltbar» ist? Die Kategorie Frau, so Arni, erscheint immer wieder als «defizitär»: in den 1980er-Jahren zu wenig ursprünglich, in den 1990er-Jahren zu essenziellierend und heute zu wenig inklusiv.²³ Und sie fügte hinzu: «Für diese Frage möchte ich einen Sinn wecken. Immer dann, wenn es heisst «nicht genug», sollten wir hellhörig werden: Weil dann die Kategorie Frau verdinglicht und in die Position des Partikularen und Besonderen, des nicht Verallgemeinerungsfähigen verwiesen wird (dieser Verweis übrigens erzeugt auch ein Gefühl: nämlich Peinlichkeit).»²⁴

Das «nicht genug» kam uns als Kuratorinnen implizit wiederholt entgegen. Es äusserte sich darin, dass uns der Eindruck vermittelt wurde, es sei theoretisch unbedarft oder etwas übertrieben, in einer Ausstellung über 50 Jahre Frauenstimmrecht tatsächlich von Frauen zu erzählen und Frauen selbst ihre Geschichten erzählen zu lassen. Das «nicht genug» war dabei immer auch ein «too much», das wir so verstehen mussten: Die Projekte, Interventionen und Analysen von Frauen wurden offenbar nicht in ihrer Tragweite gesehen, konnten als nebensächlich ignoriert werden. Sie waren gleichzeitig zu wenig und zu viel und erzeugten damit ein Gefühl: eben Peinlichkeit.

Frauen, die als Frau, also nicht als Neutrum, über das Ganze, also nicht nur über «Frauthemen», sprechen, sind weiterhin eine erstaunliche Erscheinung. Das haben wir als Kuratorinnen mehrfach festgestellt. Es war etwas, was uns in unserer Arbeit beschäftigte: Wie konnten wir das Denken und Sprechen von Frauen wirksam werden lassen?

Ein Kompass für unsere Arbeit war das Denken der Differenz, das seit den 1980er-Jahren vor allem in Italien gepflegt wird. Dort wird, wie es Catrin Dingler kürzlich in ihrer Dissertation geschrieben hat, «das Politische nicht auf die Erweiterung oder Manipulation des (repräsentativen) Feldes der Macht reduziert».²⁵

In Ludis machtpolitischer Deutung sind die Aktionen von Frauen sekundär, sie machen keinen Unterschied.²⁶ Das Denken der Differenz dagegen kann «Formen der symbolischen Vermittlung» erkennen, «die die vorherrschenden Rechtsstruk-

turen von Sprache und Politik nicht nur kritisieren und erweitern, sondern grundlegend transformieren».²⁷

Die Arbeit, diese Formen sichtbar zu machen, leistet zum Beispiel die italienische Philosophin und politische Kommentatorin Ida Dominijanni, indem sie in italienischen Zeitungen immer wieder differente Deutungen politischer Ereignisse vorbringt. In einem Buch der Philosophinnengemeinschaft Diotima schreibt Dominijanni, die feministische Kritik produziere laufend gleichsam unerhörte und wirksame politische Formen und Praktiken. Diese sind wahrzunehmen, statt in selbstgefällig-melancholischem Nihilismus zu ignorieren: «When these forms are not taken into account, politics – both theory and praxis – demonstrates not only a deafness but also a melancholic and nihilist grieving, which is complacently happy to pause near the specters of what has ended rather than opening up to what has been born.»²⁸

Damit formuliert Dominijanni auch eine Kritik an einer «hegemonial gewordenen (de)konstruktivistischen feministischen Theorie», der das genealogische Bewusstsein durch die Ausrichtung auf poststrukturalistische Vordenker abhandengekommen ist.²⁹ Dieser Einwand ist zentral. Ausgangspunkt differenzfeministischer Subjekt- und Gesellschaftskritik war es ja genau, das Bewusstsein für eine weibliche Genealogie zu entwickeln. Es versteht sich von selbst, dass dies nicht über eine fixierte Theorie geschehen kann, sondern immer im lebendigen Austausch, wie dies die Philosophin Manuela Fraire formuliert hat.³⁰ In diesem Bestehen auf der Praxis wird das «Primat der Relation offen bezeichnet».³¹

Das Primat der Relation anzunehmen, ist das Gegenteil von feministischer Geschichtsvergessenheit und der Abgrenzung verschiedener feministischer Generationen. In einem Gespräch erzählte uns Elisabeth Joris, wie sie als junge autonome Feministin Ende der 1960er-Jahre das grossartige Gefühl haben konnte, alles neu zu erfinden. Dieses Gefühl gründete auch in einer Abgrenzung von den «bürgerlichen» Frauen der Generation vor ihr, die sich mit Petitionen und Fackelumzügen für das Frauenstimmrecht eingesetzt hatten. Sie und ihre Mitstreiterinnen, erzählte Joris, warfen diesen Frauen eine «Politik der kleinen Schritte» vor. Sie liessen also, um mit Dominijanni zu sprechen, die politischen Formen ihrer Vorgängerinnen ausser Acht. Daraus zogen sie in jenen Momenten viel Kraft. Sie verloren damit aber auch den Bezug zu einer feministischen Genealogie. Dieser immer wieder von neuem sich ereignende Verlust macht die feministische Revolte so prekär.³² Im differenzfeministischen Denken italienischer Prägung wird aus diesem Grund die Wichtigkeit betont, die Praktiken und Erfindungen von Frauen zu erkennen und auf einer symbolischen Ebene wirksam werden zu lassen. Wirksamkeit ergibt sich dadurch, dass andere (hier zuallererst andere Frauen) das erfolgte Denken, Sprechen und Handeln sehen und ihr Urteil dazu abgeben – es also ernst nehmen.

Dafür müssen neu erfundene politische Formen aber überhaupt erst als solche wahrgenommen werden können. Genau diese Wahrnehmungsleistung versuchten wir in unserer Ausstellung zu vermitteln. Wir versuchten zu sagen: «Schaut her, was diese Frauen gemacht haben. Ihr meint, ihr wisst, was es ist. Aber wisst ihr es wirklich?»

Vielfaches Schweigen

Beim Publikum kam das durchaus an. Mit grossem Interesse, politischem Verstand und emotionaler Offenheit wurde auf die Geschichten und Ideen reagiert. Nicht so bei den Medien oder der Fachpresse. Der freundliche Reporter des Regionalfernsehsenders Tele Z war der einzige Journalist im Raum Zürich, der sich die Mühe nahm, mit uns über die Ausstellung zu sprechen.³³ Für alle anderen Medienschaffenden war die Ausstellung offenbar «no news».³⁴ Der linken *Wochezeitung* mit Sitz in Zürich war sie nicht einmal einen Hinweis wert.

Dafür lassen sich bestimmt diverse Gründe anführen: Wir waren in Zürich, wo immer (zu) viel läuft, Covid, Shutdown et cetera. Im Nachhinein finde ich es jedoch bemerkenswert, dass unsere Ausstellung nicht diskutiert wurde. Mindestens zum Teil verschwand sie im «doppelten Schweigen», das die Philosophin Katrin Meyer in Bezug auf das Frauenstimmrecht untersucht hat. In ihrer Analyse von Handbüchern, universitärer Einführungsliteratur und weiteren akademischen Grundlagentexten zur schweizerischen Staatstheorie stellte sie fest, dass die Einführung des Frauenstimmrechts nicht oder kaum erwähnt wurde, und dies sowohl vor wie nach 1971.³⁵

Meyer interpretiert dieses doppelte Schweigen so: Während das fehlende Frauenstimmrecht vor 1971 nicht erwähnt wird, weil es einfach «normal» war und also nicht der Rede wert, dass Frauen nicht abstimmen und sich zur Wahl stellen konnten, wird es auch nach 1971 nicht erwähnt: Jetzt schienen sich plötzlich alle schon immer im Klaren gewesen zu sein, dass auch Frauen mitbestimmen sollten.

Die Geschichte des Frauenstimmrechts, wird damit vermittelt, ist unbedeutend für die Entwicklung und damit auch für das Verständnis der Demokratie in der Schweiz: Sowohl das fehlende wie das existierende Stimm- und Wahlrecht der Frauen ist ohne Gewicht. Zwar wird das lange ausbleibende Stimm- und Wahlrecht für Frauen einstimmig als Demokratiedefizit gewertet und sogar als moralisches Unrecht. Aber gerade diese Einstimmigkeit führt dazu, dass das Thema eigentlich nicht mehr der Rede wert scheint. Die formale Inklusion der Frauen erscheint als offensichtliche und quasinatürliche Entwicklung, mit der sich nichts substanziell geändert hat. In diesem liberalen Verständnis, schreibt Katrin

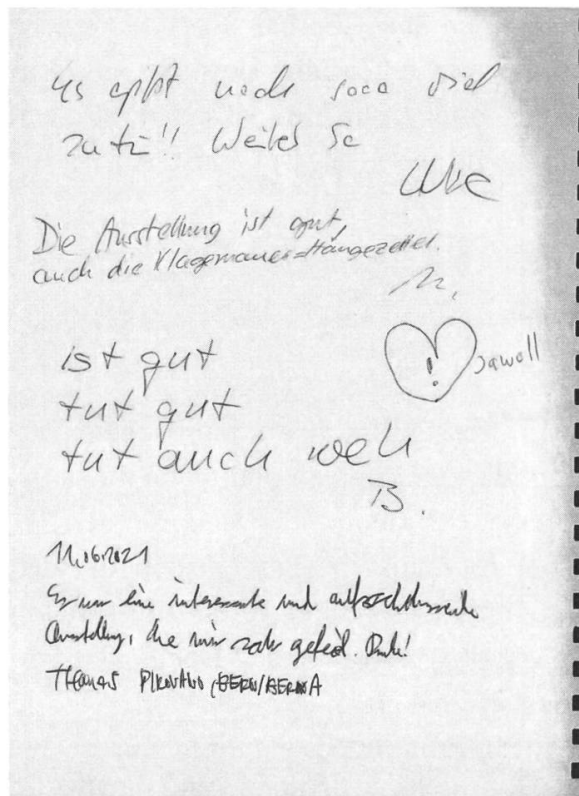


Abb. 2: Seite aus dem Gästebuch der Ausstellung «Was wollt ihr denn noch? 50 Jahre Frauenstimmrecht in Zürich», Ausstellung im Stadthaus Zürich, 4.6.–18.12.2021, kuratiert von Lou-Salomé Heer und Bettina Stehli.

Meyer, ist die Demokratie eine Art Suppentopf, neue Zutaten kommen dazu, an der Struktur aber ändert das nichts.³⁶

Im Rahmen unserer Ausstellung konnten wir dieses doppelte Schweigen beobachten. Entweder war die Ausstellung nicht der Rede wert oder sie wurde in ein Narrativ eingepasst, in dem das Neue der Politik von Frauen nicht erkennbar wurde. Erstaunte uns das mediale Schweigen zu unserer Ausstellung nicht eigentlich, überrascht es umso mehr, wenn es von feministischer Seite kommt.

«Kaum jemand wollte genauer wissen ...» – stimmt das denn?

So schreibt auch Regula Ludi, 2021 sei nichts Interessantes passiert, nichts Neues zu hören gewesen. «1971 wurde als Erfolgsgeschichte gefeiert», so Ludi, «[...] landaus, landein [war] der Topos zu hören, dass die Schweiz 1971 endlich die eigentliche, die wahre Demokratie verwirklicht habe. Kaum jemand wollte genauer wissen, was denn unter dieser <wahren> oder <eigentlichen> Demokratie zu verstehen sei. [...] 2021 hätte der Moment sein können, solche Fragen aufzuwerfen. Dieser Moment wurde verpasst.»³⁷

In eine ähnliche Richtung geht ein Beitrag der Geschlechterforscherinnen Andrea Maihofer, Joana Burkart und Sophie Bürgi, die in ihrer Analyse von Arti-

Abb. 3: Dies sei «kein Heft zum Feiern, sondern vor allem eines, um Forderungen zu stellen», so erklärte *annabelle* den Entscheid, nicht wie üblich ein Model auf das Cover zu setzen, sondern einen deutlichen Protest. (*annabelle* 1 [2021], Illustration: David Nydegger für *annabelle*)



keln aus den Mainstreammedien über 2021 zum Schluss kamen, es habe «keine vertiefte Auseinandersetzung darüber statt[gefunden], dass die wiederholte Verweigerung des Frauenstimmrechts historisches Unrecht war». Stattdessen, so die Autorinnen, überwog das «Bedürfnis nach positiver Selbstinszenierung». Eine kritische Erinnerungspolitik fehlte, die Möglichkeit, eine «andere, neue Geschichte der Schweiz zu erzählen», wurde verpasst.³⁸ Den grössten Teil dieses Beitrags macht die Besprechung von Artikeln aus *Weltwoche* und *Nebelspalter* aus, die, nicht sehr überraschend, keine kritische Erinnerungspolitik im feministischen Sinn betrieben. Überraschend ist hingegen, dass die Autorinnen nicht die *annabelle*, die älteste Frauenzeitschrift der Schweiz, als Beispiel für ein Mainstreammedium gewählt haben.

Im Januar 2021 erschien *annabelle* nämlich als Spezialausgabe zum Frauenstimmrechtsjubiläum – mit einem Protestplakat als Cover. «JA – UND JETZT?» stand da und: «50 Jahre Frauenstimmrecht. Warum wir fordern statt feiern.» Im Editorial fragte die Chefredaktorin Jacqueline Krause-Blouin: «Was gibt es da zu feiern?» 2021 beschrieb sie als das «wohl zweifelhafteste Jubiläum dieses Landes überhaupt», als «fragwürdigen <Freudentag>». Ja, es sei schlicht ein «Skandal», überhaupt zu feiern, denn die Bedingung einer «richtigen Demokratie [...], nämlich die Gleichberechtigung seiner Bürgerinnen und Bürger», sei noch immer nicht erfüllt, müsse weiterhin eingefordert werden.³⁹

Bezüglich Auflagenstärke ist *annabelle* mit der *Weltwoche* durchaus vergleichbar und gehört mit ihrer Reichweite sogar eher zum Schweizer Mainstream.⁴⁰ Wenn also hier quasi zum Auftakt von 2021 von der Schweiz als «vermeintlich» ältester Demokratie gesprochen und gleich eine «Initiative zur Abschaffung des Geschlechts» gefordert wird, trifft es nicht zu, dass in den Schweizer Mainstreammedien demokratiekritische Fragen nicht gestellt wurden, historisches Unrecht nicht benannt wurde. Das Gegenteil ist der Fall.

Dass 2021 kein Jubeljahr war, war also durchaus auch Mainstreammeinung, so sehr, dass wir in unserer Ausstellung regelrecht darauf bestehen mussten, die Erfolge und rechtlichen Verbesserungen auch zu feiern. Dieses Feiern bedeutete für uns auch eine Vermittlung von wichtigem politischem Wissen: Wie waren denn diese Verbesserungen überhaupt zustande gekommen? Eben nicht nur durch einen «Gnadenakt des Souveräns»,⁴¹ sondern auch durch konkrete Frauen, die an konkreten Orten konkrete Pläne machten und diese auch durchsetzten: zum Beispiel die Freisinnige Lili Nabholz und die Sozialdemokratin Gret Haller, die die für Frauen so wichtigen Änderungen in der zehnten AHV-Revision zusammen am Couchtisch entwarfen, das sogenannte Splitting (ein vom Zivilstand unabhängiger Rentenanspruch) sowie Erziehungs- und Betreuungsgutschriften. Es passiert eben nicht aus Zufall.⁴²

's Mami isch im Gmeindrat

Im letzten Kapitel ihres Textes beschreibt Regula Ludi die ausgeprägte gesellschaftliche Selbstorganisation in der Schweiz als Teil oder eher Basis des Problems. Es seien nämlich genau diese demokratischen Alltagspraktiken, welche die strukturelle Verbindung von «Selbstbestimmung, Mannsein und Verbrüderung» zu einer Normalität machen, die in Fleisch und Blut übergehe. Die Mitarbeit in der Gemeinde verliert in Ludis Interpretation jegliche Möglichkeit, etwas mitzugestalten, sich schöpferisch einzubringen. Sie dient lediglich der politischen Sozialisation in die «männliche Herrschaft».⁴³

Als ich dies las, musste ich an meine Mutter denken, die 1986 33-jährig als erste Frau in 8904 Aesch für die FDP in den Gemeinderat gewählt wurde. Aesch, wo ich aufgewachsen bin, war damals ein Bauerndorf, die Dorfpolitik fest in den Händen der SVP. Diese hatte, so meine Mutter, «schaurig Mühe mit der FDP, noch mehr Mühe mit einer Frau und noch viel mehr Mühe mit einer Frau <vom Hügel obenabe>» (auf dem Hügel standen die grösseren Einfamilienhäuser des Dorfes). Für mich und meine Geschwister war die politisierende Mutter eine Selbstverständlichkeit; seit wir uns erinnern konnten, war sie an einem Abend in der Woche «an einer Sitzung».

Die erste grössere Aktion meiner Mutter als Gemeinderätin war eine dorfweite «Bachputzete». Zu diesem sensationellen Anlass wurde die gesamte Primarschule Aesch verschiedenen Bachabschnitten zugeteilt, um allen Abfall aus dem Bachlauf zu holen. Dank der neu gewählten Gemeinderätin Barbara Stehli machte sich das Dorf an die wahrscheinlich erste Umweltaktion seiner Geschichte, denn das waren die 1980er-Jahre und Umweltschutz war für uns ein grosses Thema. Und mittendrin stand meine Mutter in Jeans-Overall und Gummistiefeln im Bach und hievte ein Velo über die Böschung.

Meine Mutter hatte einen Gegner im Gemeinderat, der im ganzen Dorf schlecht über sie redete: «Die kann das doch nicht.» Er nahm extra an der Bachputzete teil, um sich davon zu überzeugen, vielleicht auch aus heimlicher Faszination. Als er meine Mutter im Bach in Aktion sah, hat es ihm die Sprache verschlagen. Das hat mir vor einigen Jahren eine Nachbarin erzählt.

Die Geschichte geht noch weiter: Am Abend lud meine Mutter ihre Gruppe spontan zu Spaghetti ein. Zum Dessert machte sie noch rasch einen Zabaglione, schlug mithilfe der Nachbarin ein Ei ums andere in den Topf, die Männer am Tisch scharf im Blick. Der kritische Gemeinderat hat meine Mutter ab diesem Moment nur noch in den höchsten Tönen gelobt, sie konnte nichts mehr falsch machen, so die Nachbarin.

Diese Geschichte könnte man nun auf verschiedene Arten interpretieren. Aha, könnte man sagen, die politisierende Frau muss sich immer doppelt beweisen, als Politikerin und als Frau. Sie muss also nach dem politischen Einsatz schnell nach Hause rennen und gleich noch kochen, um den Respekt der Männer zu gewinnen. Damit unterwirft sie sich den patriarchalen Strukturen und dient als kleines Rädchen im Getriebe dem «Eingewöhnen in die Ausübung der Souveränität», wie Ludi in ihrem Text schreibt.⁴⁴ Das ist sicher nicht nur unwahr – und zugleich tut diese Interpretation etwas, sie entwertet. Und wenn Interpretationen auch eine Arbeit am Symbolischen sind, dann frage ich mich: Wem oder was dient diese Geschichte der Ohnmacht, der heillosen Verstrickung, der Ausweglosigkeit? Ausserdem: Meine Mutter selbst würde die Geschehnisse nie so interpretieren. Und wie könnte ich sie darin ignorieren?

Für mich spricht aus dieser Geschichte auch eine grosse Lust und eine Uner-schrockenheit. Meine Mutter wird als junge Frau zur ersten Gemeinderätin eines Bauerndorfes gewählt und hat nicht das Gefühl, sie müsse politisieren wie die Männer. Die Bachputzete spricht auch von einem eigenen Zugang zur Politik, von einer eigenen Vorstellung, was denn Politik sein soll. Zum Beispiel einen Bach putzen. Zum Beispiel alle Schulkinder darin einbeziehen. Zum Beispiel danach noch zu Hause miteinander essen.

Was machen feministische Theorien mit uns und der Welt, wenn sie diese Bedeutungsebene nicht zulassen?

Aber eben auch – zum Schluss

Frauengeschichte dieser Art geht verloren, wenn ich mit dem feministischen Kampfjet in Überschallgeschwindigkeit über die Männerdemokratie Schweiz brettere. Ich kann die 700-Jahr-Eidgenossenschaftsfeier 1991 wie Ludi völlig berechtigt als «kläglich gescheiterte[s]» Jubiläum beschreiben und weiterdonnern.⁴⁵ Aber ich will eben *auch* die Geschichte erzählen, dass ausgerechnet dieses Jubiläum es meiner Freundin mit der BBC-hörenden Mutter ermöglichte, gemeinsam mit der Künstlerin Agnes Barmettler in einem städtischen Wettbewerb das Projekt für einen Labyrinthplatz einzureichen: ein von Frauen initiiertes und verwalteter Frauenplatz als öffentliches Forum, wie es in der Eingabe hiess.

Als dem Projekt 100 000 Franken zugesprochen wurden, ging Rosmarie Schmid zur Schriftstellerin Mariella Mehr, welche die Feierlichkeiten vehement kritisiert hatte. «Was will man hier feiern?», hatte sie öffentlich gefragt: «Diesen wunderbaren Staat, der uns Kinder den Familien entrissen hat?»

«Mariella, sollen wir dieses Geld nehmen?», fragte Rosmarie Schmid ihre Freundin. Und diese sagte: «Das ist doch klar. Wenn ihr dieses Geld nicht nehmt, dann könnt ihr in der Schweiz nie mehr politisch sanktioniert ein Labyrinth machen.»⁴⁶ Der Labyrinthgarten wurde geschaffen, ein heute noch bestehender öffentlicher Frauenplatz mitten in der Stadt Zürich, wo feministisch gedacht und gehandelt wird.

Diesen Spuren gilt es zu folgen, statt sie mit dem monolithischen Bild der «Männerdemokratie» zum Verschwinden zu bringen. Sonst bleibt auch völlig abstrakt, was eine mögliche Zukunft nach der jetzigen Demokratie wäre. Nicht nur, weil es im Text von Regula Ludi bezüglich der «paritätischen Partizipation» (Fraser) bei einem Hinweis bleibt. Sondern auch, weil die Menschen, die partizipieren sollten, im Text auf merkwürdige Weise abwesend sind. Männer sind alle Feuerwehrmänner um den Stammtisch am Schützenfest. Frauen bleiben – ausser als kritische Historikerinnen – im Text unsichtbar, als seien sie gar nicht Teil dieser Geschichte und Gegenwart.

Ihre Geschichten passier(t)en, ob sie beachtet werden oder nicht. Ich will sie aber beachten und erzählen – weil sie wichtig sind. Weil sie politisches Wissen enthalten, das notwendig ist. Weil sie einfache Narrative auflösen. Weil sie das zeigen, was die Mailänderinnen den «WillenZuSiegen» nennen: «auf der Welt bestehen und vom FrauSein nichts aufgeben: Gefühle, Wünsche, Beweggründe, Verhaltensweisen, Massstäbe zu haben, die nicht der Männlichkeit gehorchen, die noch immer in der Gesellschaft vorherrscht und sie bis in ihre freiesten Ausdrucksformen regiert».⁴⁷

Auf dem Schachbrett der Macht lässt sich auch nach anderen Regeln spielen, nämlich nach den Regeln des Damespiels. Darauf hat die Philosophin Chiara

Zamboni hingewiesen. Die Schachspielenden sind in ihrer Beweglichkeit eingeschränkt, je nach Funktion haben sie nur eine Möglichkeit, zu agieren, ihr Verhältnis untereinander ist instrumentell und hierarchisch. Die Damespielenden orientieren sich an den Beziehungen untereinander, stellen damit die Machtstrukturen infrage. In dieser nichthierarchischen, beweglichen Bezüglichkeit bringen sie Differenz zur Geltung und bewahren sich, wie Catrin Dingler mit Zamboni sagt, «eine Liebe zur Welt» im arendtschen Sinn, eine «Fähigkeit zur Gestaltung und Veränderung der gemeinsamen Welt».⁴⁸

Dass das keine einfache Aufgabe ist, ist klar. Nicht zu jeder Zeit kann eine sie vollbringen – das muss sie aber auch nicht. Die Arbeit, die wir hier tun, ist eben «nie genug». «Zum Glück», ergänzt die Historikerin Lou-Salomé Heer. Sie ist nie fertig, wir können immer weitermachen. Wir können es uns einfach nicht leisten, uns darin gegenseitig zu ignorieren.

Anmerkungen

- 1 Ich danke Patricia Purtschert, Fabienne Amlinger, Corinne Rufli und Lou-Salomé Heer für die Ermunterung zu diesem Text und letzteren drei für die täglichen Schreibstunden und die Unterstützung in alle Richtungen. Ohne diesen Austausch wäre der Text nicht entstanden. Ginger Hobi-Ragaz und Manuela Di Franco danke ich für die Begleitung.
- 2 www.fraum.ch/sie-zum-beispiel-2 (29. 6. 2023).
- 3 Regula Ludi, «Fünfzig Jahre Willkommenskultur in der Männerdemokratie (1971–2021). Gedanken zu einem merkwürdigen Jubiläum», *traverse* 1 (2022), 147–162, hier 160.
- 4 Ebd., 149.
- 5 Ebd., 148.
- 6 Ebd., 152.
- 7 Ebd., 160.
- 8 Ebd.
- 9 Ebd., 147.
- 10 «Noch gibt es zum Glück kein Musical «Marsch nach Bern», und das möge auch so bleiben», schreibt Ludi ebd., 147. Aber wieso eigentlich kein Musical? Patti Basler in der Rolle von Emilie Lieberherr, die berühmte Rede zum Mitsingen!
- 11 Ebd., 147.
- 12 «Was wollt ihr denn noch? 50 Jahre Frauenstimmrecht in Zürich», Ausstellung im Stadthaus Zürich, 4. 6.–18. 12. 2021, kuratiert von Lou-Salomé Heer und Bettina Stehli, www.historikerin.ch/was-wollt-ihr-denn-noch-ausstellung (7. 7. 2023).
- 13 Ludi (wie Anm. 3), 159.
- 14 Ebd., 153.
- 15 Catrin Dingler, *Der Schnitt. Zur Geschichte der Bildung weiblicher Subjektivität*, Frankfurt am Main 2019, 360.
- 16 Caroline Arni, «Nichts versprochen, alles erkämpft», in Denise Schmid (Hg.), *Jeder Frau ihre Stimme. 50 Jahre Schweizer Frauengeschichte 1971–2021*, Zürich 2021, 9–20, hier 10.
- 17 Ginger Hobi-Ragaz, herstorycollectors, «Erst 50 Jahre Stimm- und Wahlrecht für Frauen! Wie konnte das passieren? Und was wurde seither erreicht? Ein Gespräch mit der Historikerin Elisabeth Joris», Video 6:00 Min., 2021, www.youtube.com/watch?v=V_5dO01ONyU&t=7s (20. 5. 2023).

- 18 Das «Manifest der Ausländerinnen» (1975) fordert – immer noch gültig – Mitsprache und Mitgestaltung in allen Lebensbereichen. Vgl. Sarah Baumann, ... *und es kamen auch Frauen. Engagement italienischer Migrantinnen in Politik und Gesellschaft der Nachkriegsschweiz*, Zürich 2014.
- 19 Zoé Kergomard, «Hat 1971 die schweizerische Demokratie gewonnen? Impressionen zum Jubiläumsjahr 50 Jahre Frauenstimmrecht», *Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik* 78 (2022), 145–152, hier 149.
- 20 Was wollt ihr denn noch (wie Anm. 12).
- 21 Simona Isler, «Les femmes: la clé vers une histoire critique», *Panel-Beitrag Gosteli-Gespräche*, unveröffentlichtes Manuskript, Bern, 19. 8. 2022.
- 22 Caroline Arni, «Nie genug. Das Problem mit der Frauengeschichte», *Keynote Gosteli-Gespräche*, unveröffentlichtes Manuskript, Bern, 19. 8. 2022, 9.
- 23 Ebd., 10 f.
- 24 Ebd., 11.
- 25 Dingler (wie Anm. 15), 360.
- 26 Ludi (wie Anm. 3), 306.
- 27 Dingler (wie Anm. 15), 360.
- 28 Ida Dominijanni, «The Undecidable Imprint», in Cesare Casarino, Andrea Righi (Hg.), *Another Mother. Diotima and the Symbolic Order of Italian Feminism*, Minneapolis 2018, 211–234, hier 226.
- 29 Dingler (wie Anm. 15), 406.
- 30 Ebd., 410.
- 31 Ebd., 408.
- 32 Ebd., 413.
- 33 www.telez.ch/tele-z-aktuell-beitrag-04-06-2021-b1_25557 (17. 5. 2023)
- 34 Kergomard (wie Anm. 19), 145.
- 35 Katrin Meyer, «Tracing the Violence of Hegemonic Silence. The (Non-)Representation of Women's Suffrage in Theories on Swiss Democracy since 1971» in Dominique Grisard, Janine Dahinden, Annelise Erismann (Hg.), *Tracing the Violence of Hegemonic Silence. The (Non-)Representation of Women's Suffrage in Theories on Swiss Democracy since 1971*, Zürich 2022, 81–98.
- 36 Ebd., 92.
- 37 Ludi (wie Anm. 3), 147 f.
- 38 Sophie Bürgi, Joana Burkart, Andrea Maihofer, «Wie Unrecht (nicht) erinnert wird», *Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik* 79 (2022), 41–49, hier 41.
- 39 Jacqueline Krause-Blouin, «Was gibt es da zu feiern?», *annabelle* 1 (2021), 3.
- 40 WEMF AG für Werbemedienforschung, «Auflagenbulletin 2022», 1. 9. 2022, <https://wemf.ch/de/news/publikation-beglaubigte-auflagen> (11. 7. 2023)
- 41 Ludi (wie Anm. 3), 148.
- 42 Eine Anspielung auf: Libreria delle donne di Milano, *Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert – nicht aus Zufall*, übersetzt von Traudel Sattler, Rüsselsheim 1996.
- 43 Ebd., 156 f.
- 44 Ebd., 157.
- 45 Ebd., 147.
- 46 Rosmarie Schmid, 17. 5. 2023.
- 47 Libreria delle donne di Milano, «Grünes Sottosopra», in Angelika Dickmann, Gisela Jürgens (Hg.), *frauen – lehren*, Rüsselsheim 1996, 45–66, hier 57.
- 48 Dingler (wie Anm. 15), 428 f.